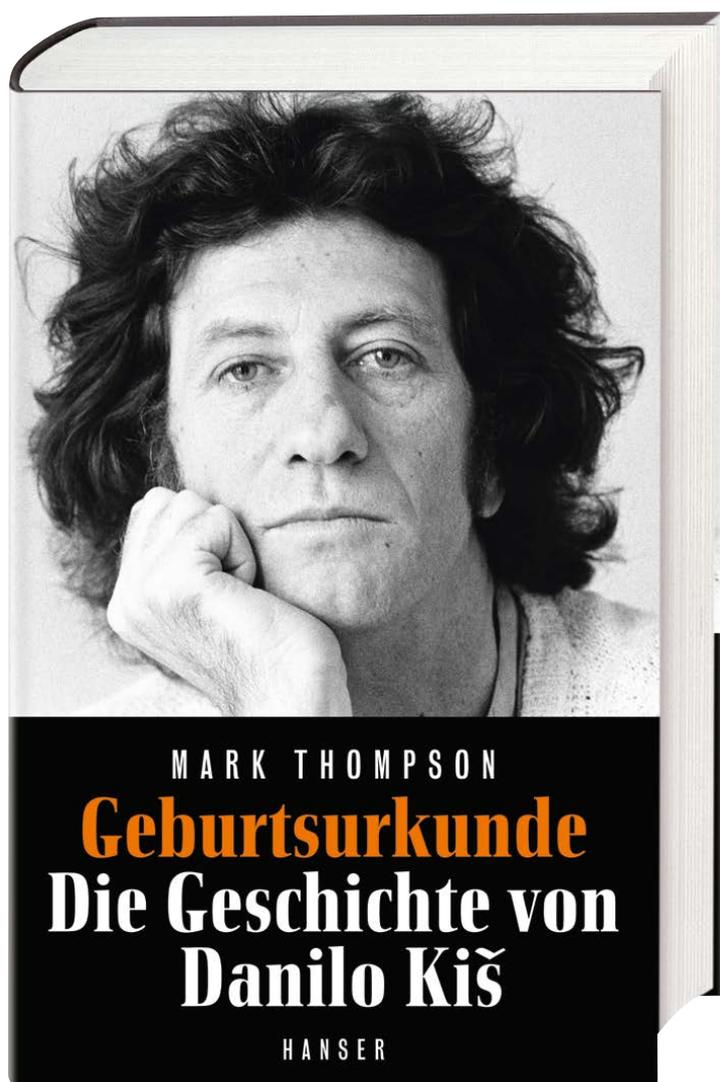


Leseprobe aus:

Mark Thompson  
Geburtsurkunde Die Geschichte von Danilo Kiš



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER





MARK THOMPSON

Geburtsurkunde  
*Die Geschichte von  
Danilo Kiš*

Aus dem Englischen von Brigitte Döbert  
und Blanka Stipetić

Carl Hanser Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013  
unter dem Titel *Birth Certificate. The Story of Danilo Kiš*  
bei Cornell University Press in Ithaca.

I 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24727-7

© Mark Thompson 2013

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2015

Abbildungen (außer S. 278, 423): © Mark Thompson 2013.

Mit freundlicher Genehmigung der Cornell University Press

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C006701**

**FÜR SANJA:**

du meiner Seele Seele,  
du meines Herzens Herz  
*Anonym, Boka Kotorska, um 1750*

**UND FÜR DIVNA**



## INHALT

Einleitung: Groß und unsichtbar	13
Danilo Kiš: <i>Geburtsurkunde (Eine kurze Autobiographie)</i>	19
1 Geburtsurkunde (Eine kurze Autobiographie)	22
2 Mein Vater	24
3 erblickte das Licht der Welt	33
4 im Westen Ungarns	34
5 und besuchte die Handelshochschule	47
6 in der Geburtsstadt ...	49
7 durch die Gnade	51
8 des Herrn Joyce ...	59

### ERSTES ZWISCHENSPIEL

<i>Die Dachkammer und Psalm 44 (1962)</i>	70
9 Ich nehme an, es war ...	78
10 sowie Anpassungsbedürfnis ...	82
11 zahlreiche Elemente der Familienchronik ...	84
12 Unter meinen Vorfahren mütterlicherseits ...	90
13 Die ethnographische Rarität, die ich ...	97
14 Ich war vier Jahre alt (1939) ...	103
15 in der Himmelfahrtskathedrale ...	113
16 was mir das Leben rettete.	116
17 Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr ...	118

## ZWEITES ZWISCHENSPIEL

*Garten, Asche* (1965) 126

18 Ich arbeitete bei vermögenden Bauern ... 138

19 Die »beunruhigende Differenz«, die Freud ... 152

## DRITTES ZWISCHENSPIEL

*Frühe Leiden* (1969) 183

20 mit neun schrieb ich meine ersten Gedichte ... 196

21 Von meiner Mutter habe ich ... 199

## VIERTES ZWISCHENSPIEL

*Sanduhr* (1972) 204

22 Meine Beziehung zur Literatur erscheint ... 229

23 Meine Mutter las Romane, bis ... 245

24 1947 wurden wir mit Hilfe des Roten Kreuzes ... 254

25 Gleich nach unserer Ankunft meldete ich mich ... 271

26 Bis zum Eintritt blieben mir noch ... 280

27 Zwei Jahre lang studierte ich Geige ... 286

28 Im Gymnasium fuhr ich fort, Gedichte ... 292

29 Das Russische wurde uns von ... 301

## FÜNFTES ZWISCHENSPIEL

*Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* (1976) 318

30 Nach dem Abitur immatrikulierte ich mich ... 342

**SECHSTES ZWISCHENSPIEL**

*Anatomiestunde* (1978) 361

31 Als Lektor für Serbokroatisch und ... 378

32 Seit einigen Jahren lebe ich in Paris ... 395

**SIEBTES ZWISCHENSPIEL**

*Enzyklopädie der Toten* (1983) 403

33 (1983) 418

Danksagung 451

**ANHANG 453**

Abkürzungsverzeichnis 455

Anmerkungen 457

Literaturverzeichnis 479

Register 499



»Wir fahren tagelang durch die verschneite Einöde, eintönig wie ein Ozean, und verloren jegliche Orientierung.« (Garten, Asche)





## EINLEITUNG

### *Groß und unsichtbar*

Der Tod von Danilo Kiš [...] bedeutete das schmerzliche vorzeitige Ende einer Reise in der Literatur, wie sie bedeutender kaum ein Schriftsteller während der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts unternommen hat.

SUSAN SONTAG

**D**anilo Kiš war besessen von der Schriftstellerei, der Politik und der politischen Ungebundenheit der Kunst, er war ein glühender Antikommunist und Antinationalist, und er war ein Mann mit liberalen Überzeugungen und starken Gefühlen. Eine »ethnographische Rarität«, ein säkularer, halbjudischer Gnostiker, ein sinnlicher, der Lust zugewandter Mann, ein vom Verlust Getriebener, ein Bohemien, den einzig seine Berufung zur Ordnung zwingen konnte: Aus diesen Kämpfen mit sich und seinem gesellschaftlichen Umfeld gewann Kiš vier oder fünf überragende Bücher, wie im Rausch geschrieben in der Einsamkeit, bis zum Äußersten verdichtet, und wurde so zum Genie einer bestimmten Zeit, Erfahrung und Region.

Er hatte abergläubischen Respekt vor dem gedruckten Wort und dessen Macht, die Phantasie zu füttern und der Welt zu schaden. Wenn, wie Kiš es empfand, die Geschichte tatsächlich ein Gefängnis und biographische Gegebenheiten ein Verhängnis sind, dann bietet die Literatur eine Freiheit, die sich in der Umklammerung durch ihre Feinde am stärksten erweist. In seinem Werk hallt eine Literatur wider, die sich gleichsam mit dem Echolot an der Grenze zu ihrem Gegenteil verortet, zu Enzyklopädien, Polizeiakten, Opferlisten, Geburtsurkunden, Fahrplänen, Ortsverzeichnissen. Er lotet die Grenzen des Romans aus, nicht indem er unseren Wunsch nach Geschichten beleidigt, sondern indem er diesen Wunsch im Raum der Geschichte nachzeichnet, in welchem er mit unserem Hunger nach ungeschminkter Wahrheit kollidiert. Kei-

ner hat deutlicher als Kiš gezeigt, dass die literarischen Experimente des 20. Jahrhunderts es mit dessen totalitären Experimenten durchaus aufnehmen können, und er hat dabei weder die Freiheiten der einen Seite beschnitten noch die Verbrechen der anderen beschönigt.

Die eiskalte Reinheit seiner besten Werke begeistert und schreckt zugleich ab, aber wer Gefallen an Kišs Büchern findet, der findet nichts, was ihnen das Wasser reichen könnte. Sie wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Mitte der achtziger Jahre war er für den Nobelpreis im Gespräch. Trotzdem ist sein Leserkreis im angelsächsischen Sprachraum verschwindend klein, auch wenn Susan Sontag, Nadine Gordimer, Joseph Brodsky, Salman Rushdie und Milan Kundera zu seinen Bewunderern zählen. Kundera applaudiert dem »großen, unsichtbaren« Kiš, dem Autor, der Stalins Terrorherrschaft, dem Kampf gegen den Nationalsozialismus und dem Holocaust große Literatur abtrotzen konnte, und sagt, er sei der Einzige gewesen, der in seinen Büchern nicht einen Satz an politische Gemeinplätze verschwendet hätte. Vor rund zehn Jahren zählte Salman Rushdie ein gutes Dutzend der größten europäischen Romanciers seit 1945 auf, Kiš ist der einzige auf der Liste, dessen Bücher in Großbritannien schon länger nicht mehr lieferbar sind, und in den USA sieht es nicht viel besser aus.

Glaubst du vielleicht, daß meine Mittwochsleser jemals den Namen Danilo Kiš gehört haben? Der ist dein Hobby, aber sie haben trotzdem noch nie von ihm gehört.

Für den cholerischen Lektor in Cynthia Ozicks Roman *Der Messias von Stockholm* ist Kiš nicht nur nicht bekannt genug, er – das steht zwischen den Zeilen – werde zu Recht vernachlässigt, und jede Anstrengung, das zu ändern, sei nicht nur sinnlos, sondern werde als Angriff empfunden.

In seinem Herkunftsland gehören Kišs Bücher zu den Klassikern, man bekommt sie überall, es wird viel über sie geschrieben, und sie werden für ihre Schönheit, ihren Witz, ihr Zartgefühl geschätzt. Auch für ihre Lebenslust und Offenheit gegenüber der Welt und für ihre Zurückweisung der nationalistischen Forderung (insgeheim eine Drohung), man möge sich auf regionale Dinge beziehen. Und weil sie den Leser an die Quellen der Kunst mitnehmen. Doch in Serbien ist er auch umstrit-

ten, sein Ruhm wird ihm verübelt als Lohn des Westens, weil er dessen Vorliebe für das Grelle bediene.

Für Susan Sontag war er als Autor sehr in seiner Heimat verwurzelt und zugleich durch und durch Weltbürger, die bestmögliche Kombination. Für seine Bewunderer sind Kišs Bücher ganz und gar in seiner Herkunftssprache und -region zu Hause, aber besser als alles andere, was diese hervorgebracht haben, also ein Grund, stolz und traurig zu sein. Abgesehen von Ivo Andrić bedeutet kein anderer Schriftsteller Lesern quer durch Bosnien, Kroatien, Montenegro und Serbien so viel, also von der Adria bis zur Donau. Sein Streben, seine Errungenschaften stehen für seinen Wert. Er war nicht der typischste Schriftsteller Jugoslawiens, wohl aber der wichtigste.

Die Literaturkritik feierte ihn für seine intelligente, dichte Prosa, die aus dem episch-realistischen Muster ausbricht, aktuelle Themen meidet, ohne auf Abstraktionen auszuweichen oder die sprachliche Vielfalt seiner Heimat auszublenden. Doch für uns ist diese Sprachwelt mit ihren verwirrenden Binnendifferenzierungen erschreckend fremd. Schon die Schreibweisen sind problematisch. Wer mit Englisch oder Deutsch aufgewachsen ist, kann mit den diakritischen Zeichen und den Konsonantenhäufungen wenig anfangen. Wer mag schon einen Autor lesen, dessen Namen er nicht aussprechen kann? Kiš war überzeugt, dass es in seiner Sprache drei große moderne Autoren gibt. Miroslav Krleža, der kroatische Großmeister, ist nicht ins Englische übersetzt, obwohl er noch vor Sartre oder Camus den existenzialistischen Roman erfand. Miloš Crnjanski, ein Serbe, ist praktisch unbekannt. Nur Ivo Andrić, dem Nobelpreisträger aus Bosnien, ist es in dem Punkt besser ergangen.

Mehr noch, Kišs Bücher verweigern sich – mit einer Ausnahme: *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* – dem Vergnügen, das andere übersetzte Titel aus dem kommunistischen Einflussbereich während des Kalten Krieges boten: Sie sind kein verkappter Kommentar zu politischen Fehlertritten, erzählen keine satirischen Geschichtchen, sind kein Panoptikum schwarzhumoriger Porträts, es fehlen allgemeine Anspielungen aufs lustige Landleben und deftige Sexszenen. Diese Elemente sind zum größten Teil durchaus in Kišs Prosa enthalten, aber in zu geringen Dosen und formal zu anspruchsvoll bearbeitet, um sich zu verkaufen. Leser, die sich für Soziologie, Reportagen oder Reiseberichte interessieren, die Schlüs-

selromane, Unterhaltung oder Entspannungslektüre suchen, werden damit nicht glücklich.

Kiš wusste, dass der Balkan als landschaftlich schönes, touristisches Ziel galt und für Gewaltexzesse stand. Sonnenverwöhnte Strände grenzen dort angeblich an »ausgedehnte Stammesgebiete, von denen die beiden schlimmsten Kriege der Geschichte sowie der Kalte Krieg während der Lebenszeit unserer Eltern und Großeltern ausgegangen waren« – das sagte einer, der es besser hätte wissen müssen.

Literatur erzählt von Orten, ob offen oder unterschwellig, und Balzac glaubte, dass sie die geheime Geschichte von Nationen aufzeichne. Kiš starb zwei Jahre, bevor sein Herkunftsland in einer Katastrophe unterging, die sich über ein Jahrzehnt hinzog und unzählige Opfer forderte. Das Wort »Jugoslawien« kommt in seinen literarischen Werken nur einmal vor. Nationales und Mythisches wird dort nur ironisch-subversiv behandelt. Kiš informiert uns nicht über sein Land oder die Region, ventiliert anders als die Realisten keine Meinungen, Fakten oder Lokalkolorit. Im Gegenteil, er polemisiert gegen realistische, ethnische oder politische Literatur. Dadurch rückt er noch weiter weg. Für einen ausländischen Leser ist sogar sein Weltbürgertum exotisch, denn der Kosmopolitismus bildet sich wie eine Gipsmaske auf den Zügen seines sektiererischen Zwillingsbruders.

Kiš nannte sich mal einen jugoslawischen Autor, der zur serbischen Literatur auf Serbokroatisch beitrüge, und veräppelte damit die Pedanterie von Gesellschaften, für die Etiketten mehr zählen als der Inhalt. Seine wichtigsten Seelenverwandten hat er sich selbst gesucht und nicht vom Schicksal aufdrängen lassen, er war stärker von französischen und russischen Schriftstellern beeinflusst als von den sich gegenseitig durchdringenden Kulturen, die sich wie unterm Mikroskop zwischen Wien und Athen drängeln. (Er habe keine engen Bindungen an die jugoslawische Tradition, sagte er 1965.) Neben Krleža und Andrić gehört er in eine Reihe mit Jorge Luis Borges und Vladimir Nabokov, Italo Calvino, Georges Perec, Bruno Schulz und Joseph Brodsky.

Der Biograph eines vernachlässigten Autors hat Angst, seine Arbeit könnte vergeblich sein. Kišs Bücher lohnen die Mühe, aber welcher Art muss diese Mühe sein? Keinem, der etwas Literarisches veröffentlichen

will, bleibt die fortwährende Suche nach der Form erspart, sagt Kiš. Er war stolz auf seine kreative Rastlosigkeit, jedes Buch ein Neuanfang, und trotzdem sind die Konstanten nicht zu übersehen. Sie sind die Wegweiser auf seiner Reise durch die Literatur. Um der Wahrheit nahezukommen, sollte ein Buch über Kiš experimentell sein, enzyklopädisch und mit einem Hauch Epigonentum. Und hiermit liegt es vor: als erweiterter Kommentar zu einer autobiographischen Miniatur, die Kiš für ein amerikanisches Nachschlagewerk verfasste, das nie erschien. Er veröffentlichte den Text an anderer Stelle, nötigte seine Freunde zu Kommentaren und trug ihn öffentlich vor. Wie die besten seiner Bücher erblüht er unter dem Vergrößerungsglas betrachtet.

### *Anmerkung zur Aussprache*

Das umgedrehte Dach auf dem s von Kiš ist ein sogenannter Hatschek. Seinen französischen Studenten riet er oft, sie sollten es sich als Vogel vorstellen. Das Dach lässt aus dem s ein stimmloses sch werden. Andere Buchstaben mit diakritischen Zeichen machen aus dem z ein stimmhaftes sch (ž), aus c ein tch (ć) oder tsch (č). Das c selbst ist wie das deutsche z (cuker = Zucker), z wie unser stimmhaftes s, s hingegen immer das stimmlose s, j entspricht genau dem deutschen j, Ď beziehungsweise ě klingen wie das italienische gi in »bon giorno«.

M 922/233

1

Israd iz knjige rođenih  
(kratka autobiografija)

Moj je otac ugledao sveta u zapadnoj Mađarskoj a završio je trgovačku akademiju u mestu rođenja izvesnog gospodina Viraga koji će, milošu gospodina Džojša, postati slavnu Leopold Blum (Bloom). Mislim da je izvesna liberalna politika Franje Josipa II. kao i želja za integracijom, navela moga dedu da svom još meloletnom sinu mađjarizuje prezime; mnoge pojedinosti iz porodične hronike ostaće, međjutim, zauvek nerazjašnjene: godine 1944, moj otac kao i ~~svi~~ svi naši rođjaci biše odvedeni u Aušvic, odakle ~~niko~~ se skoro niko od njih neše vratiti.



Medju mojim precima s majčine strane nalazi se jedan legendarni crnogorski junak, koji će se opismeniti u svojoj pedesetoj godini i slavi svoga mača dodati ~~u~~ slavu pera, kao i jedna "amazonka", koja je iz osvete posekla glavu turskom nasilniku. *Etnografska rethorik koja predstavlja romurece, dakle, sa rumole.*

U mojoj četvrtoj godini (1939), u vreme donošenja antijevrejskih zakona u Mađarskoj, roditelji su me krstili u Uspenskoj crkvi u Novom Sadu u pravoslavnu veru, što mi je spaslo život. Do svoje trinaeste godine živeo sam u Mađarskoj, u očevom rođnom kraju, gde smo pobjegli ~~1942~~ 1942, posle novosadskog pokolja. Radio sam kao sluga kod bogatih seljaka, a u školi sam slušao katehizis i katoličku biblijsku egzegezu. "Uznemirujuća različnost", ono što Frojd naziva Heimlichkeit, biše mojim ~~osnovnim~~ osnovnim ~~književnim~~ književnim i metafizičkim poticajem; u svojoj devetoj godini napisao sam prve pesme, na mađarskom; jedna je govorila o gladi, druga je bila ljubavna pesma par excellence.

Od svoje sam majke nasleđio <sup>sklonat ka</sup> pripovedačku ~~književnu~~ mošavina fakata i legende, a od svoga oca <sup>2</sup> pjetiku i ironiju. Za moj odnos prema književnosti nije bez značaja činjenica da je moj otac bio pisac međjunarodnog reda vožnje: to je čitavo kosmopolitsko književno nasleđe.

## GEBURTSURKUNDE

(Eine kurze Autobiographie)

von Danilo Kiš

**M**ein Vater erblickte das Licht der Welt im Westen Ungarns und besuchte die Handelshochschule in der Geburtsstadt eines gewissen Herrn Virág, der durch die Gnade des Herrn Joyce zum berühmten Leopold Bloom werden sollte. Ich nehme an, es war die ziemlich liberale Politik Kaiser Franz Josephs II. sowie Anpassungsbedürfnis, was meinen Großvater bewog, seinem noch minderjährigen Sohn einen ungarischen Nachnamen zu geben; zahlreiche Elemente der Familienchronik werden jedoch für immer im Dunkeln bleiben: im Jahre 1944 wurden mein Vater und all unsere Verwandten nach Auschwitz deportiert, und von dort ist fast keiner zurückgekehrt.

Unter meinen Vorfahren mütterlicherseits gibt es einen legendären montenegrinischen Helden, der mit fünfzig zu schreiben begann und dem Ruhm seines Säbels den seiner Feder hinzufügte, sowie eine »Amazonen«, die aus Rache den Kopf eines türkischen Despoten abschlug. Die ethnographische Rarität, die ich darstelle, wird also mit mir aussterben.

Ich war vier Jahre alt (1939), als mich meine Eltern, nach Ausrufung der anti-jüdischen Gesetze in Ungarn, in der Himmelfahrtskathedrale in Novi Sad orthodox taufen ließen, was mir das Leben rettete. Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr lebte ich in Ungarn, im Geburtsort meines Vaters, wohin wir 1942, nach dem Massaker von Novi Sad, geflüchtet sind. Ich arbeitete bei vermögenden Bauern und ging daneben in die Schule, wo man mir den Katechismus und die katholische Auslegung der Bibel beibrachte. Die »beunruhigende Differenz«, die Freud *Heimlichkeit* nennt, muß die eigentliche Quelle für meine literarische und metaphysische Inspiration gewesen sein; mit neun schrieb ich meine ersten Gedichte, auf ungarisch; das eine handelte vom Hunger, das andere war ein Liebesgedicht *par excellence*.

Von meiner Mutter habe ich den Hang geerbt, Tatsachen und Legen-

den zu verknüpfen, von meinem Vater das Pathos und die Ironie. Meine Beziehung zur Literatur erscheint nicht wenig durch den Umstand geprägt, daß mein Vater einen Internationalen Fahrplan verfaßt hat: das ist mein ganzes kosmopolitisches und literarisches Erbe.

Meine Mutter las Romane, bis sie zwanzig war, dann entdeckte sie, nicht ohne Bedauern, daß Romane bloßer Schwindel sind, und verwarf sie ein für allemal. Ihre Aversion gegen »reine Erfindungen« ist latent auch in mir vorhanden.

1947 wurden wir mit Hilfe des Roten Kreuzes nach Cetinje repatriert, wo mein Onkel mütterlicherseits lebte, ein bekannter Historiker, ein Biograph und Kommentator von Njegoš. Gleich nach unserer Ankunft meldete ich mich zur Aufnahmeprüfung an die Kunstschule. In der Prüfungskommission waren Petar Lubarda und Milo Milunović. Voltaires Büste, die wir zeichnen mußten – ein Gipsabguß der Porträtplastik von Houdon –, erinnerte mich an eine alte Deutsche, die ich in Novi Sad gekannt hatte, und ich gab sie so wieder. Ich wurde trotzdem aufgenommen, wahrscheinlich wegen meiner andern Arbeiten. Bis zum Eintritt blieben mir noch ein, zwei Jahre Gymnasium. Da beschloß ich, dennoch das Abitur zu machen.

Zwei Jahre lang studierte ich Geige an der Musikhochschule beim alten Simonutti, den wir »Paganini« nannten, weil er ihm glich, aber auch weil er eine Vorliebe für Tremolos hatte. Genau zu diesem Zeitpunkt, als ich zur zweiten Lage kam, wurde die Musikschule nach Kotor verlegt. Ich spielte nun ohne Noten, Zigeunermusik und ungarische Romanzen sowie, auf dem Schülerball, Tangos und English Waltz.

Im Gymnasium fuhr ich fort, Gedichte zu schreiben und ungarische, russische und französische Poesie zu übersetzen, vor allem um meinen Stil und meine Sprache auszubilden; ich wollte Dichter werden und lernte das Metier. Das Russische wurde uns von weißgardistischen Offizieren beigebracht, Emigranten der zwanziger Jahre, die unsere verschwundenen Lehrmeister ersetzten und mit gleicher Kompetenz so unterschiedliche Fächer wie Mathematik, Physik, Chemie, Französisch und Latein unterrichteten.

Nach dem Abitur immatrikulierte ich mich an der Universität Belgrad, wo ich als der erste meiner Generation am wiedereingerichteten Lehrstuhl für Vergleichende Literaturwissenschaft diplomierte.

Als Lektor für Serbokroatisch und jugoslawische Literatur weilte ich in Straßburg, Bordeaux und Lille. Seit einigen Jahren lebe ich in Paris, im zehnten Arrondissement, und ich verspüre kein Heimweh; beim Aufwachen weiß ich oft nicht, wo ich mich befinde: ich höre, wie sich meine Landsleute auf der Straße etwas zurufen, und aus den Kassettenrecordern der Autos, die unter meinem Fenster geparkt sind, tönen Harmonikklänge.

(1983)

## 1 | *Geburtsurkunde* (Eine kurze Autobiographie)

**G**eburtsurkunden sehen anders aus, und der Text unter diesem Titel bestätigt den Verdacht, verrät er uns doch weder den Namen des Autors noch den seiner Eltern, weder wann noch wo er geboren wurde. Aber er berichtet von Herkunft und Kindheit, von Charakterzügen, die die Eltern vererbt haben, überhaupt vom Einfluss der Vorfahren, und man fühlt, wie sehr der Verfasser an die prägende Kraft dieser Dinge glaubt. Der Untertitel unterstreicht es: Leben läuft auf Familie, frühe Begegnungen, Momente, Szenen, Episoden hinaus; in der Zusammenfassung dauert es nicht länger als vier Minuten und fünfundzwanzig Sekunden.<sup>1</sup> Die Geburtsurkunde bestimmt unsere Autobiographie, und diese ist niemals lang. Der Titel ist streng genommen falsch und doch richtig.

Der »falsche« Titel und seine Folgen erzeugen eine Spannung, die man Ironie nennt und die uns zu aufmerksamer Lektüre zwingt. So sollten Leser sein, so wünscht sie sich jeder Autor: aufmerksam und kritisch. Wir sollten den Titel als Gelegenheit sehen, unserer durch Gewöhnung träge gewordenen, abgestumpften Wahrnehmung auf die Sprünge zu helfen.

Kiš führte seine Motivation zu schreiben auf die innere Notwendigkeit zurück, die Katastrophe zu verstehen, die der Zweite Weltkrieg über seine Familie gebracht hatte – im Januar 1942 entkam sein Vater im jugoslawischen Novi Sad nur knapp dem Tod. Eduard Kiš ging mit seiner Frau Milica und den beiden Kindern (der neunjährigen Danica und dem siebenjährigen Danilo) zurück nach Ungarn in das abgelegene Dorf, aus dem er stammte und wo noch Verwandte von ihm lebten. Dort hauste die Familie in bitterer Armut. 1944 wurde Eduard nach Auschwitz deportiert.

<sup>1</sup> So lange dauert die Aufnahme, bei der Kiš den Text persönlich einsprach. Vgl. [www.youtube.com/watch?v=9MkyWhn5kMg](http://www.youtube.com/watch?v=9MkyWhn5kMg)

Kišs Onkel mütterlicherseits holte die drei Überlebenden 1947 nach Montenegro, der Heimat von Kišs Mutter. Der gerettete Nachlass des Vaters sollte später Danilos Phantasie anregen und bereitete den Grund für sein Literaturverständnis. Viele Jahre lang spürte er in seiner Prosa vor allem dem Vater – und den eigenen Wurzeln – nach. Sein Meisterstück, *Sanduhr*, ist ein labyrinthischer Kommentar auf einen wut-schnaubenden, zänkischen Brief, den der Vater 1942 seiner Schwester, Kišs Tante, schrieb.

Kiš war überzeugt, dass Dokumente eine unsichtbare, ungeahnte literarische Kraft haben. Benutzt oder imitiert ein Schriftsteller etwa eine Urkunde, bekommt deren ursprünglicher (offizieller) Zweck eine neue Bedeutung. Kišs Schreiben lebt von der Ironie und Energie, die frei werden, wenn Dokumente oder dokumentarische Vorlagen ihre Funktion verlieren. Geburts- oder Heiratsurkunden und Totenscheine haben mehr von dieser Kraft, weil sie sowohl universell als auch singulär sind und die Eckdaten eines einmaligen Lebens markieren.

Der Vater war für Kiš, was Dublin für James Joyce, Mut für Hemingway oder das Exil für Nabokov war: Ansporn zur Kreativität, oft auch deren Gegenstand. Der Vater ist Dreh- und Angelpunkt von Kišs frühen Gedichten und die zentrale Figur der meisten seiner Prosatexte. Filiation ist selbst dann Kišs Thema, wenn er nicht über den eigenen Vater schreibt: Seine beste Erzählung, *Enzyklopädie der Toten*, handelt von einer Tochter, die nach der Biographie ihres Vaters forscht. Kišs Erzählzyklus über sowjetische Gewaltherrschaft, *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch*, konzentriert sich auf Stalin, dessen Bild an der Wand des Zimmers eines Vernehmungsoffiziers hängt: Schlechter kann ein Vater nicht sein, Quell grausamer Illusion, ein falscher Gott. »Miksa blickte auf das Porträt, in das gutmütig lächelnde Gesicht eines weisen alten Mannes, der seinem Großvater ähnlich sah, und betrachtete es flehentlich und voll Ehrfurcht.«

Kišs erste veröffentlichte Arbeiten waren allerdings herzergreifende Gedichte über den Verlust der Mutter. Sie starb an Krebs, als Kiš sechzehn Jahre alt war. Die erste Zeile seines Erstlings, »Abschied von der Mutter«, lautet: »Mutter! Dein glasiger Blick trübt mir die Seele«. Nach vier schlichten ABAB-Kreuzreimen endet das Gedicht mit einer Beschwörung der »zärtlichen Liebe einer Mutter, die nicht mehr ist!« Kiš äußert seinen Schmerz zu direkt, sein literarisches Handwerkszeug erlaubt ihm nicht mehr als einen Verzweiflungsschrei. Das Gedicht ist rührselig und fällt höchstens durch die Entschlossenheit auf, mit der der Dichter ein Erlebnis, das ihm in der Seele brennt, offen ausspricht.

Kiš war damals achtzehn und kein Wunderkind. Seine Begabung zeigte sich in der Geschwindigkeit, mit der er nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum dazulernte. 1953, zwei Jahre nach dem Tod der Mutter, heiratete seine Schwester und zog in eine montenegrinische Küstenstadt, die sie aus ihrer Studienzeit kannte. Und wieder triggerte der Verlust ein Gedicht:

## *Hochzeitsgäste*

Hochzeitsgäste  
verlassen mein Haus

Die Schwarzen nahmen mir  
die Mutter

die Weißen  
die Schwester

Meinem Herzen ist es gleich  
ob die Glocken schießen  
oder die Kanonen läuten

Hochzeitsgäste  
verlassen mein Haus

Der Dreiundzwanzigjährige hatte begriffen, dass sich wahre, tiefe Gefühle unbewältigt keineswegs in wahres, tiefes Schreiben übersetzen: Kreativität braucht den Abstand zum Schmerz. Die nackte Dringlichkeit ist einer Folge von Gegensatzpaaren gewichen, die kreisend zum Anfang zurückkehren. (Zirkuläre Formen sollten ihn bis an sein Lebensende faszinieren.) Vor allem aber hatte Kiš begriffen, dass er selektieren und verdichten musste: Jedes Wort ist mit Bedacht gewählt, jede Silbe gewichtet.

»Hochzeitsgäste« ist Kišs letztes Gedicht, das auf die Mutter anspielt. Dank einem jener Zufälle, die seine Biographie begleiten – und sein Gefühl stützten, nichts im Leben eines Schriftstellers sei Zufall –, druckte es eine Zeitschrift 1955 neben dem ersten Text ab, den er über seinen Vater veröffentlichte.

## *Biographie*

Ein großer Säufer war Eduard Kohn.  
Er hatte eine Brille aus glitzernden Prismen und sah durch sie die  
Welt  
wie durch einen Regenbogen.

I

Schon als Kind in der Schule mußte er nach allen anderen pinkeln,  
denn

er war beschnitten.

Früher einmal liebte er die Bäckerstochter und war ein bißchen  
glücklich.

Als sie erfuhr, daß er beschnitten sei, meinte sie, daß sie das Bett  
nicht mit ihm teilen könne.

Von da an liebte er sein Geld dem Csárdásgeiger zuzustecken und  
küßte

sich mit den Zigeunern.

Danach verliebte er sich – zum Trost – in Deliria, und sie umfing  
ihn

in ehrlicher Umarmung.

2

Der Wind verwehte seine Asche durch den schlanken Schornstein  
des Krematoriums, höher und höher ...

bis hinauf zum Regenbogen.

Die Mutter wird genannt, verehrt und beweint und gerät zum überlebens-  
großen Archetypus; der Vater hingegen ist assoziiert mit Zeitgeschich-  
te (Judenvernichtung) und Politik (Rassismus) und verlangt Erzählung  
(das Leben eines Mannes) und Poesie (Tropen, Tragikomik, Allegorie,  
Ironie). »Hochzeitsgäste« ist das handwerklich bessere Gedicht, »Bio-  
graphie« vielversprechender für einen Dichter, dessen Zukunft in der  
Prosa lag.

Die drei Gedichte über Mutter, Vater und Schwester verweisen als  
kleines Triptychon auf das Terrain, das Kiš rund zwanzig Jahre lang  
schreibend kartographieren wird. Während der Vater als Thema immer  
deutlicher hervortritt, sucht Kiš tastend nach literarischen Entsprechun-  
gen für seine Ur-Erfahrung und die großen Fragen, die sich daraus er-  
geben. Die Suche nach der Form hat begonnen – er selbst spricht von der  
»milost uobličnja«, der Gnade der Form.

Eduard Mendel (oder Emanuel) Kohn wurde als sechstes von sieben Kindern am 11. Juli 1889 in Kerkabarabás geboren, einem Dorf bei Zalaegerszeg im Südwesten Ungarns. Seine Eltern hießen Miksa (\*1840) und Regina (\*1850, geb. Fürst); die Kohns waren die einzige jüdische Familie im Ort.

Miksa (eigentlich Max oder Mihály) besaß eine Gemischtwarenhandlung und etwas Wald in der Umgebung. Seine Vorfahren sollen mit Gänsefedern gehandelt haben und aus dem Elsass nach Ungarn geflohen sein. Irgendwann war der Forstbesitz verloren. »In den Wäldern, die ihm gehörten, wurde Holzasche (Pottasche) gewonnen, ein Material, das zur Herstellung von Kachelöfen und Keramikgeschirr dient«, sagte Kiš in einem Interview. »Ob ihn ein Waldbrand in die Armut trieb oder die Konkurrenz des tschechischen Porzellans, das die Bedeutung der Pottasche verdrängte, ich weiß es nicht.« Eduard jedenfalls grollte später einigen seiner Geschwister wegen der verlorenen Wälder, überzeugt, sie hätten ihn hinterrücks um seinen Erbteil gebracht.

Eduard besuchte die rund zwanzig Kilometer entfernte höhere Schule in Lendava, einer Marktgemeinde, die damals zu Ungarn, später zu Jugoslawien gehörte und heute in einem grünen Winkel Sloweniens liegt. 1903 schrieb er sich als Eduard Kiss an der Handelshochschule in Zalaegerszeg ein. Was er zwischen Sommer 1906 und September 1907 machte, als er bei der Eisenbahn anfang, weiß man nicht. Danilo Kiš nahm an, er hätte sich wie auch später nach der Frühpensionierung erfolglos als Geschäftsmann versucht.

Im Juli 1920 ließ sich Eduard in Subotica nieder. Vor dem Ersten Weltkrieg war das wohlhabende Städtchen mit seinen noblen Jugendstilhäusern noch ungarisch und hieß Szabadka. Die Synagoge hätte von Gaudí sein und in Barcelona stehen können. Durch den Friedensvertrag wurde der Ort Teil des neu gegründeten Staates der Südslawen, wenige Kilometer weiter verlief die ungarische Grenze. Um die ethnisch überwiegend ungarische Bevölkerung in diesem sensiblen Gebiet zu durchmischen, sprach die Regierung Hunderten von Montenegrinern Grund und Boden rund um die Stadt zu.

Doch wahrscheinlich kam Milica Dragičević (\*1903) auf der ersten Reise, die sie aus dem heimatlichen Montenegro führte, nicht deshalb nach Subotica. Vielmehr besuchte sie ihre Schwester Draginja und deren



Hochzeit in Subotica 1931: »An jenem Abend erblickte Eduard Sam am Nachbartisch eine Frau in Gesellschaft, eine außerordentlich schöne Frau«. (*Garten, Asche*)

Ehemann Milutin Malović, ebenfalls ein Montenegriner, die beide für die jugoslawische Eisenbahn arbeiteten. Es ist nicht bekannt, wie Milica Eduard kennenlernte. Danilo Kiš sprach später von einem »seltenen Zufall, für die damalige Zeit vielleicht einzigartig«. Von dieser denkwürdigen Beziehung soll in Kapitel 13 noch die Rede sein; an dieser Stelle sei nur erwähnt, dass es in Montenegro keine jüdische Bevölkerung und kaum Antisemitismus gab. Eduard war wahrscheinlich der erste Jude, den Milica traf, und sein Jüdischsein war für sie wohl eher ohne Bedeutung.

Unbekannt ist auch, wie sich die beiden näherkamen. Geheiratet haben sie im darauffolgenden Oktober, da war Eduard zweiundvierzig. Das Hochzeitsfoto zeigt ein ernstes, nicht mehr junges Paar, Seite an Seite, ihre Schläfen berühren sich fast, beide blicken in die Kamera. Er aus großen Augen hinter einer randlosen Brille, mit Vatermörder und gestreifter Krawatte, er wirkt entschlossen und gleichzeitig erstaunt. Milicas helles Blumenkleid steht im Kontrast zu ihrem dunklen, zurückgekämmten Haar, das ein auffallend schönes Gesicht umrahmt und Augen, die Leid erwarten.

Danica wurde im August 1932 in Zagreb, der kroatischen Hauptstadt, geboren, auf der Rückreise von einem Besuch bei Eduards Bruder Adolf, der mit seiner italienischen Frau in Triest lebte. Das zweite Kind kam am 22. Februar 1935 in Subotica zur Welt: »Danilo / männlich / Jude« steht im Geburtenregister der Stadt. Danica und Danilo sind montenegrinische Namen.

Eduard war ein schwieriger Mensch. 1934 musste er für drei Monate in eine psychiatrische Anstalt bei Belgrad, 1939 folgten zwei kürzere Aufenthalte. Der Besuch beim Vater im September 1939 brannte sich Danilo ein. Eduard verlangte von Milica eine Schere, »um seinem Leiden ein Ende zu setzen. Es ist Spätsommer, der Rost des Herbstes beginnt das Platanenlaub anzufressen, mein Vater sitzt im Krankenhauspyjama auf einer Holzbank des Spitalparks, mit abwesendem Blick.«

Danilo wuchs im Glauben auf, Alkohol sei die Ursache für die Krankheit seines Vaters. Erst viel später, Anfang der Siebziger, erfuhr er, dass das Trinken nur Symptom tiefer liegender Probleme war. Als 1934 bei Eduard überraschend eine Angstneurose diagnostiziert wurde statt wie angenommen Delirium tremens, empfand Danilo das wie eine »Offenbarung«.

Und als ich ein Buch über Psychopathologie las, vor allem das Kapitel »Angstneurose«, wurde mir manches klar. Ich erfuhr insbesondere, daß die Angstneurose lange *als endemische Krankheit der mitteleuropäischen jüdischen Intelligenz* galt; zweitens, daß Patienten mit dieser Diagnose meist in den Alkohol flüchten, um ihre latente Angst zu betäuben; und drittens, daß sich diese Krankheit vererbt, nach einigen Autoren in 10 bis 20 Prozent der Fälle, nach anderen sogar in 70 bis 90 Prozent aller Fälle. Auf diese Weise konnte ich endlich auch einige meiner eigenen traumatischen Ängste deuten, die mich zwei, drei Mal in meiner Jugend erschüttert hatten, die jedoch glücklicherweise nur wenige Tage dauerten. [...] Das sind furchtbare Qualen. So etwas wie eine unbestimmte »metaphysische Angst«. Nicht Todesangst, sondern eben »metaphysische Angst«, metaphysisches Erben. Plötzlich, ohne jeden ersichtlichen äußeren Grund, bricht in Ihnen jene Abwehrkraft zusammen, die es dem Menschen ermöglicht, mit dem Bewußtsein der eigenen Sterblichkeit zu leben. Eine gefähr-

liche, bedrohliche Luzidität; eine absolute Luzidität, würde ich sagen. Diesen Zustand intensiven inneren Lebendigen habe ich in einem Kapitel von *Sanduhr* beschrieben.<sup>2</sup>

Die neue Erkenntnis erweiterte Danilos Sicht auf den Vater, in dem er, trotz oder wegen seiner Überspanntheiten, einen spezifischen Typus erkennt: den gebildeten mitteleuropäischen Juden, verstört von der aufkeimenden Bedrohung des Faschismus.

Zwischen der Geburt seines Sohnes und den späteren Krankenhausaufenthalten erscheint *Der jugoslawische und internationale Fahrplan* für das Jahr 1938, den Eduard herausgibt. Dieses 150-seitige Kompendium von Bus-, Schiffs- und Bahnverbindungen erhob Danilo später zum Kult. Er sah darin seine Legitimation zum Schreiben, sah sich als Spross einer Dynastie, berief sich auf eine ererbte Berufung: Dank des Streckenplanners war er der »Sohn eines ›Schriftstellers‹, eines echten Herumtreibers und Reisenden aus Kakanien«.<sup>3</sup>

Im Übrigen bestand Eduards schriftlicher Nachlass aus einem Bündel persönlicher Papiere, das nach seiner Deportation zurückblieb. Im Frühjahr 1944 kam er zunächst ins Ghetto von Zalaegerszeg und anschließend nach Auschwitz, über eben jenes Schienennetz, wie sich Danilo später gegenüber einem Freund ausdrückte, dem er gedient hatte. Als Milica 1947 mit den Kindern nach Montenegro ging, sorgte Danilo dafür, dass die Papiere mitkamen. Ungefähr zwanzig Jahre später »transportierte« er die Szene in einen fiktionalen Bericht über die Abreise der Familie aus Kerkabarabás:

Wir besteigen den Zug mit lächerlichem Gepäck, ziehen das Zigeunerzelt unserer Irrfahrten hinter uns her, das traurige Erbe meiner Kindheit. Unser historischer Koffer, mit jetzt schon zerkratzten Schlössern, die ständig nachgeben und dazu verrostet krachen, wie

<sup>2</sup> Kiš bezieht sich hier auf Kapitel 53 von *Sanduhr*; der Roman wird in Kapitel 19 besprochen.

<sup>3</sup> Der despektierliche Ausdruck Kakanien geht auf Robert Musil zurück, der ihn im *Mann ohne Eigenschaften* verwendet, abgeleitet aus der damals allgegenwärtigen Abkürzung k & k für das kaiserlich-königliche Imperium der Habsburger.

alte Vorderladerpistolen, tauchte aus der Sintflut auf, allein und wüst, wie ein Sarg. In ihm liegt jetzt die traurige Hinterlassenschaft meines Vaters wie in einer Urne mit Asche: seine Photographien und Dokumente. Da ist auch noch sein Taufschein, da sind die Schulzeugnisse, diese unwahrscheinliche, in der kalligraphischen Handschrift einer fernen, fast mythischen Vergangenheit geschriebene Thora, wertvolle Zeugnisse des toten Dichters, historisches Archiv seiner Krankheit: Abschriften seiner Gerichtsprozesse, die Papiere der Bürstenfabrik in Subotica (die er in den Konkurs geführt hatte), Dekrete, Beschlüsse über seine Anstellung, seine Beförderung zum Eisenbahnstationschef, weiterhin zwei Briefe von ihm – »Das Große und das Kleine Testament« – sowie sein Entlassungsschein aus dem Irrenhaus in Kovin [...]

Welcher Gedanke mag mich gelenkt haben, als ich dieses wundersame Archiv, hinter dem Rücken meiner Mutter, in den Koffer geschmuggelt habe? Es war zweifelsohne ein recht frühes Bewußtsein davon, daß es einmal das Erbe meiner Kindheit sein würde, der einzige materielle Beweis, daß ich einst existierte und daß mein Vater einst existierte. Denn ohne all das, ohne diese Manuskripte und Photographien, wäre ich heute ganz bestimmt überzeugt, daß es das alles gar nicht gab, daß alles nur eine nachträgliche, erträumte Geschichte ist, die ich mir zum Trost ausgedacht habe. Die Gestalt meines Vaters wäre aus meiner Erinnerung gestrichen, wie so viele andere, und wenn ich die Hand ausstrecken würde, faßte ich ins Leere. Ich würde meinen, ich träumte.

Zusammen mit diesen Unterlagen verstaute er noch einige Schulhefte, eine Kinderbibel, den Kleinen Katechismus, ein Lehrbuch für die deutsche Sprache, seinen Lieblingsroman (*Der Kapitän der Silberglocke*), und dazu kam

schließlich und vor allem die Krönung meines Archivs, *Der jugoslawische und internationale FAHRPLAN* [...] aus dem Jahr 1938, dessen Chefredakteur mein Vater gewesen ist (und der seine erneute Affirmation und wundersame Metamorphose, seine Auferstehung, in einem meiner Bücher erleben wird). Diesen Fahrplan legte ich

zwischen meine Sachen, zwischen *meine* Bücher, als wertvolle Erbschaft.

---

Wurde er bei Interviews gefragt, ob sein Vater in Auschwitz gestorben sei, antwortete Kiš: »Nein. Er ist ›verschwunden‹.« Der Unterschied war fundamental. Der Vater war verschwunden, mehr wusste er nicht über dessen Schicksal, und dieses Verschwinden war ihm ein unerklärliches Rätsel. Als Heranwachsender musste er dem einen Sinn geben und konnte es nicht, weil es zu gewaltig war, um verstanden zu werden. In seiner Erinnerung wurde die Abwesenheit des Vaters stärker als die Anwesenheit der Mutter, und er fragte sich, wer dieser Mann war, den er nur selten gesehen hatte und wenn, dann betrunken oder im Krankenhaus, und der dann so plötzlich verschwunden war. Er war zu einem mythologischen Bild für Kiš, den Schriftsteller, geworden, umso mehr, als er von seiner eigenen Mythologie überschattet war, der des jüdischen Volkes, dessen Martyrium Kiš nachempfand.

In einem Interview sagte er, die Erinnerungen an seinen Vater seien »eine Art Negativ, Bilder seiner Abwesenheit. Ich sehe bis heute, wie er in Wagen, Fiaker, Züge, Straßenbahnen steigt. Wir erwarten ihn oder geben ihm das Geleit. [...] Oder bei unserem letzten Besuch, 1944 in Zalaegerszeg, in einem improvisierten Ghetto, von hier aus sollte er weggehen, für immer verschwinden. Daher also mein Bedürfnis, seine Gestalt zu ergänzen«. Die Erinnerung half ihm dabei nur wenig, er hatte seinen Vater ja kaum gekannt. Was in der Kindheit verstörend wirkte, wurde später zum Trumpf. Denn so war er frei, ihn zu erfinden. »Jener Vater, der in meinen Büchern unter dem Namen Eduard Sam oder E. S. figuriert, ist eine idealisierte Projektion, die durch keine solide, homogene Masse von Wirklichkeit und Erinnerungen behindert wurde. Der Vater ist daher eine doppelt negative Gestalt, negativ im Sinne der Abwesenheit und negativ im Sinne des literarischen Helden. Er ist ein Kranker, ein Alkoholiker, ein Neurastheniker, ein Jude, kurzum: er liefert ideales Material für eine literarische Figur.«

**D**as ist die erste Metapher. »Wenn wir bei der Metapher angelangt sind«, so hat Kiš einst mit Verve gesagt, »befinden wir uns in der Literatur.«

Er selbst schreibt hier »ugledao sveta«, wörtlich: »erblickte die Welt«. Das ist eine geläufige Redewendung, ohne individuellen Stil oder eigene Handschrift. Trotzdem – ein persönlicher Stempel ist da. Solange ein Schriftsteller sein »nicht-narratives Ich« aus der Erzählung heraushält, davon ist Kiš überzeugt, offenbart sich »die unsichtbare Hand des Schöpfers« durch Metaphern und Vergleiche. Im Zusammenspiel der beiden Teile eines Vergleichs zeige sich die Identität des Schriftstellers. Das *Wie* verrate seine Anwesenheit, wie ein Toktok an der Tür oder ein Geist, der bei spiritistischen Seancen sein Kommen ankündigt, indem er am Tisch rappelt: *Ich bin da*.

Bei anderer Gelegenheit hat Kiš gesagt, das Wunderbare an Metaphern sei, dass sie die Wirklichkeit aufdecken und gleichzeitig »verdrehen«. Die aufgedeckte und verdrehte Wirklichkeit an dieser Stelle ist, dass Kišs Vater in Westungarn nicht nur zur Welt kam: Hier *erblickte* er die Welt. Die Begegnung mit allem um ihn herum begann, wie sonst, an einem konkreten Ort.

Die Metapher lässt seinen Vater agieren: Statt ihn als Objekt einer Passivkonstruktion zu präsentieren (»wurde geboren«), spielt Kiš auf das erwachende Bewusstsein an, deutet den Moment an, in dem der Kosmos, wenn auch unerreichbar für die kleinen Hände, erste Eindrücke hinterlassen wird.

Insofern ist »erblickte das Licht der Welt« vermutlich eine gute Übersetzung.

Hier war einmal, sagen die Bücher, ein Meer ...

DORDE BALAŠEVIĆ, »PANONSKI MORNAR«

Eduards Vorfahren sind wahrscheinlich 1782 nach Ungarn gekommen, in dem Jahr, als Kaiser Joseph II. sein Toleranzpatent erließ und den Juden die dauerhafte Ansiedlung in Wien, Niederösterreich, Mähren und Ungarn erlaubte. (Nicht einmal der wirtschaftliche Druck infolge des Exodus aus dem Elsass Richtung Osten konnte Ludwig XVI. und seine Regierung dazu bewegen, den elsässischen Juden Gleichberechtigung zu gewähren.) Vielleicht emigrierten sie auch, nachdem Napoleons »Décret infâme« 1808 Freizügigkeit und Wirtschaftstätigkeit der Elsässer Juden einschränkte. Diese zweite Möglichkeit deckt sich mit Kišs eigenem Eindruck, den er aus den Unterlagen seines Vaters gewann, dass nämlich seine Vorfahren mit Federn gehandelt hätten und aus dem Elsass vertrieben wurden.

Kiš hielt sich in seinen fiktionalen Texten sehr zurück, was die Nennung von Staatsnamen betrifft. Jugoslawien erwähnt er nur einmal, und selbst Ungarn, das weniger belastet und Schauplatz der meisten seiner Geschichten ist, kommt selten vor. Ländernamen waren politisch zu aufgeladen, um literarisch unbedenklich zu sein, und erlösen ließen sie sich durch Literatur auch nicht. Montenegro hingegen konnte er verwenden, weil der Name altbewährt und mit Legenden angereichert war (»rough rock-throne / Of Freedom!«).

Für diesen Teil der Erde, Ungarn eingeschlossen, gab es einen älteren Namen, den er akzeptierte: Über ein Dutzend Mal steht Pannonien in *Sanduhr* als Kürzel für den geographischen und kulturellen Raum der Handlung, die in dem Dreieck zwischen Novi Sad, Kerkabarabás und Budapest spielt. Kiš mochte den altmodischen Glanz, der diesen Namen mit einer geheimnisvollen Aura umgibt, so ähnlich klang »Wessex« für Thomas Hardy, der damit auf den Namen eines angelsächsischen König-

reichs aus der Zeit vor der normannischen Eroberung zurückgriff. Pannonien war politisch unverfänglich und konnte nicht missbraucht oder von Nationalisten jeglicher Couleur reklamiert werden, weil jedem Anspruch auf ein pannonisches Erbe (was auch immer man darunter zu verstehen hätte) mit Fug und Recht rivalisierende Ansprüche entgegengesetzt werden könnten.

Im Pliozän bedeckte ein Flachmeer die spätere Pannonische Tiefebene, die sich in unserer Zeit Ungarn, die Slowakei und die Ukraine sowie Kroatien, Österreich, Rumänien und Serbien teilen. Dieses Gewässer hinterließ Ablagerungen, die drei, vier Kilometer in die Tiefe reichen.

Der Name Pannonien geht auf die Römer zurück. Vier Jahrhunderte lang war es eine Grenzprovinz des Römischen Reichs. Auf deren Gebiet liegen heute Kroatien, ein ordentliches Stück von Slowenien, Nordserbien, ein Streifen des österreichischen Ostens (inklusive Wien) und der größte Teil Westungarns. Seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert berichten griechische und römische Geschichtsschreiber von zahlreichen Stämmen in dieser Region, in der, wie András Mócsy schreibt, Illyrer, Thraker und Kelten aufeinandertrafen. Als die Macht der Kelten schwand, wanderten viele Völker hier durch. Es gibt ein Fragment aus dem 2. Jahrhundert vor Christus von Polybios, in dem er Skordisker, Eravisker und Daker, Kimbern, Boier und Taurisker, Breuker und Andizeten, Colapianen, Iasi, Oseriates, Amantini und Cornacates, Oser, Cotini und Anartier allesamt als Pannonier bezeichnet.

Die Skordisker waren der mächtigste Volksstamm – Polybios glaubte, sie verwendeten menschliche Schädel als Trinkgefäße –, bis Scipio Asiagenus sie um 85 vor Christus besiegte und damit den Römern den Weg zur Donau freimachte. Kaiser Augustus schickte den jungen Tiberius, um das Gebiet zu befrieden, und die Stämme unterlagen einer nach dem anderen. (Appian schrieb über die Pannonier, sie lebten nicht in Städten, sondern in Dörfern und Weilern und seien in Sippen organisiert, würden keine Versammlungen abhalten und hätten weder Anführer noch Herrscher. 100 000 könnten bewaffnet werden, bildeten aber wegen der vorherrschenden Anarchie nie eine geschlossene Streitmacht.) Pannonien sei, schreibt Edward Gibbon, eine der letzten und schwierigsten Eroberungen der Römer gewesen. Das Gebiet wurde 11 nach Christus annektiert. Garnisonen und Kastelle entstanden. Römische Händler siedelten

sich an. Verwaltungszentren wie Colonia Claudia Savaria, das heutige Szombathely, mauserten sich zu Städten. Hundert Jahre später reichte die Provinz im Osten bis zur Donau; an deren Ufer erbaute Grenztürme erlaubten den Wachtposten, die Vorgänge in den »Wäldern und Sümpfen Barbaricums« im Blick zu behalten.

Die Provinz bekam ihr Geld aus Rom: Soldatensold, Beamtengehälter, Infrastrukturprojekte. Das änderte sich im 3. Jahrhundert unter Kaiser Septimius Severus, der als ehemaliger Statthalter von Pannonien wusste, wie viel er seinen Legionen verdankte. Ab ca. 200 nach Christus zog die Provinz viele Menschen aus dem Osten an, Syrer, Juden, Griechen aus Kleinasien und Ägypten wanderten in großer Zahl ein.

Die Blütezeit endete um das Jahr 259 mit den ersten Vandalenangriffen. Sarmatische Roxolanen, die Quaden und am Unterlauf der Donau ansässige Völker verwüsteten viele Städte. Doch die Provinz erholte sich, spätere römische Quellen beschreiben sie als reich und heiter, auch wenn Gibbon meint, die Pannonier wären unter dem Firnis römischer Kultiviertheit so grausam gewesen wie eh und je. Sümpfe wurden trockengelegt. Große Landgüter bewirtschafteten die fruchtbare Ebene. Die »Expositio totius mundi«, ein Überblick der bekannten Welt, im 4. Jahrhundert von einem Syrer zusammengestellt, nennt Pannonien ein in jeder Hinsicht reiches Land, das vom regen Handel mit Getreide, Vieh und Sklaven profitiere, wobei man als Sklaven wahrscheinlich die Gefangenen aus den Feldzügen jenseits der Donau verkaufte.

Im 3. Jahrhundert begannen die Angriffe der Goten. Die Sueven fielen 375 zur Erntezeit in Pannonien ein, schreibt Gibbon, sie hätten gnadenlos alles vernichtet, was sie nicht leicht fortschaffen konnten, die verlassenen Befestigungen überrannten oder zerstörten sie. 376 führte der Westgotenherrscher Fritigern seine Mannen am Unterlauf der Donau über den Fluss. Sie durften sich ansiedeln, taten es auch in großer Zahl, wurden aber nicht befriedet und lähmten, immer noch nach Gibbon, den Handel und die römische Verwaltung in großen Teilen der Provinz. In Rom wurde Klage über den Verlust Pannoniens laut.

Anfang des darauffolgenden Jahrhunderts kehrten Westgoten und Vandalen zurück: Alarich und später Radagaisus zogen mit ihrem Heer auf dem Weg nach Italien durch das laut Gibbon kriegerische, feindliche Pannonien. Marcellinus berichtet, dass die Hunnen 425 Teile Pannoniens

beherrschten. Eine Rückeroberung 433 durch die Römer änderte daran wenig. 441 nahm ihnen Attila die Gebiete entlang der Donau wieder ab. Prokop, der byzantinische Geschichtsschreiber, beschreibt Pannonien im 6. Jahrhundert als menschenleere Wüste. Um 790 gehörte die Region zum Reich Karls des Großen, der sich, wiederum Gibbon zufolge, bei Awaren oder Hunnen mit der gleichen Grausamkeit revanchierte, die diese über die Völker gebracht hätten. Slawen und Magyaren wanderten ein und blieben.

Im 15. Jahrhundert entdeckten ein paar magyarische und kroatische Humanisten Pannonien als ihr kulturelles Erbe.<sup>4</sup> Eigenmächtig erklärten sie sich selbst zu Pannoniern, pochten auf ihre alte Verbindung mit Rom und mit der Wiedergeburt des Wissens im Italien der Renaissance. Im letzten Jahrhundert beschränkte sich das Interesse an Pannonien auf Altertumsforscher, Kartographen und Archäologen, Anthropologen und Ethnographen. Märchen und Volkslieder, Hochzeitsriten, kirchliche Feste, die traditionelle Bauweise und sogar die Art der Industrialisierung

4 Die bemerkenswerteste dieser kaum noch bekannten Gestalten ist Ivan Česmícki oder Janus Pannonius (1434–1472). Er wurde in Slawonien geboren, studierte in Ferrara und Padua, schrieb satirische Epigramme und antiklerikale Spottlieder und wurde später Bischof von Pécs. Gestorben ist er in Zagreb. Kurz vor seinem Tod verfasste er ein langes Poem über eine große Flut, von dem Lóránt Czigány in seiner 1986 erschienenen Geschichte der ungarischen Literatur schreibt, es projiziere subjektive Ängste auf die äußere Welt: Der Dichter habe seine persönlichen Erinnerungen an die großen Flutkatastrophen des Jahres 1468 zu einer gewaltigen, sintflutartigen Überschwemmung mit beinahe kosmischen Ausmaßen übersteigert, die alle europäischen Nationen und deren Kultur hinwegreißt. Vor der tatsächlichen Überschwemmung war ein Komet gesichtet worden, was die Zeitgenossen als Omen für den bevorstehenden Weltuntergang interpretierten. Janus Pannonius war einerseits wegen der Feldzüge des Matthias Corvinus in großer Sorge und wurde andererseits von eigenen Ängsten geplagt, die durch astrologische Studien noch verstärkt wurden, und er kleidete all das in eine überwältigende und ihrerseits ausufernde Schilderung seiner Untergangsvision. Kiš erwähnt diesen Vorgänger, was die Imagination biblischer Kalamitäten betrifft (vgl. Kapitel 18), nirgends. Miroslav Krleža würdigte Janus Pannonius im Herbst 1942, also zu einer Zeit, als der siebenjährige Kiš im tiefsten Pannonien noch lange nicht gerettet war, als zu Unrecht vergessenen, wahrhaftigen Dichter, der vernachlässigt und unbekannt seit vierhundert Jahren auf seine Entdeckung warte und gegen reaktionäre Vorurteile verteidigt gehöre. Dass sein Name heute überhaupt noch im Gespräch ist, verdankt Janus Pannonius Jorge Luis Borges, der ihn in der Erzählung »Die Theologen« auftreten lässt.

des »pannonischen Raums« wurden auf gemeinsame Muster und Motive untersucht. Jovan Cvijić, Vater der jugoslawischen Anthropogeographie oder politischen Ethnographie (siehe Kapitel 13), beanspruchte für Pannonien eine »psychische Geographie«, derzufolge ein ganz spezieller Menschentyp diesen Landstrich bewohne, eine von mehreren Komponenten der südslawischen (jugoslawischen) ethnischen Identität. Nach dem Ersten Weltkrieg verwendet Miroslav Krleža den Begriff Pannonien in seinen Romanen und journalistischen Texten als Sinnbild für den Untergang von Imperien, für provinzielle Bedeutungslosigkeit und menschliche Verzweiflung.

Cvijić verstand Pannonien politisch, Krleža dystopisch. In Titos Jugoslawien jedoch hatte Cvijićs ethnographische Pseudo-Wissenschaft einen schlechten Ruf, und Krleža verzichtete fortan auf die Verwendung des sinnträchtigen alten Namens. Pannonien überlebte als poetischer Faden in der Musik der Vojvodina, als Markenname für ungarischen Schmelzkäse und auf dem Etikett einer billigen Weinsorte. Als Kiš in den sechziger und siebziger Jahren Pannonien für sich reklamierte, erweckte er, so schrieb der niederländische Literaturwissenschaftler Guido Snel 2004, einen Kulturraum zu neuem Leben, dessen Grenzen durchlässiger waren als die üblichen ethnischen, nationalen, religiösen und ideologischen Gebilde. Damit gehe ein anti-politischer Anspruch einher, weil das Wort die Autorität der nationalistischen und marxistischen Interpretation untergrabe und alternativ eine Geschichtsauffassung vorschlage, die von der fortlaufenden historischen Dekonstruktion und der Heimatlosigkeit des Individuums ausgehe.

Welche Aufgabe Pannonien in *Sanduhr* zufällt, erfährt der Leser ziemlich am Anfang des Romans und bekommt damit einen Leitfaden – vertikal wie horizontal, durch die Zeit wie durch den Raum – für die eben begonnene Reise an die Hand:

Wenn ein Mensch, begabt mit dem Gehör eines Hundes, in einem günstigen Augenblick den Kopf an die Erde hält, kann er ein leises, kaum hörbares Geräusch vernehmen, wie wenn Wasser aus einem Gefäß in ein anderes rinnt oder der Sand durch die Sanduhr – etwas in dieser Art hört man, wenn man seinen Kopf an die Erde hält, das Ohr an den Boden preßt, während die Gedanken in die Tiefe der Erde

eindringen, durch alle geologischen Schichten hindurch, bis zum Mesozoikum, bis zum Paläozoikum, durch Schichten von Sand und dichtem Lehm, eindringen wie die Wurzeln eines Riesenbaums, durch Schichten von Schlamm und Gestein, durch Schichten von Quarz und Gips, durch Schichten toter Muscheln und Schnecken, durch die torfigen Schichten von Fischschuppen und -gräten, durch die Gerippe von Schildkröten und Seesternen und Seepferdchen und Seeungeheuern, durch Schichten von Bernstein und feinem Sand, durch Schichten von Seegras und Humus, durch dichte Ablagerungen von Algen und Perlmuscheln, durch Schichten von Kalk, durch Schichten von Kohle, durch Schichten von Salz und Lignit, von Zinn und Kupfer, durch Schichten menschlicher und tierischer Skelette, durch Schichten von Schädeln und Schulterblättern, durch Schichten von Silber und Gold, durch Ablagerungen von Zink und Pyrit; denn irgendwo dort, in der Tiefe von einigen hundert Metern, befindet sich die Leiche des Pannonischen Meers, das noch nicht ganz tot ist, nur zusammengedrückt, zusammengepreßt von immer neuen Schichten von Erde und Gestein, von Sand, Ton und Schlamm, von Menschen- und Tierleichen, von Leichen von Menschen und Leichen menschlicher Taten, nur zusammengequetscht, denn es atmet noch immer, seit mehreren tausend Jahren, durch die Halme der wogenden Kornfelder, durch das Schilf der Sümpfe, durch die Wurzeln der Kartoffeln, noch nicht ganz tot, nur zusammengedrückt von den Schichten des Mesozoikums und Paläozoikums, denn – sieh da – es atmet schon mehrere Stunden, mehrere Minuten (gemessen am Alter der Erde), atmet pfeifend wie ein Asthmatiker und schwer wie ein Grubenarbeiter, den Balken und Pfeiler und schwere Blöcke von Fettkohle zusammengequetscht haben; wenn der Mensch seinen Kopf an den Boden hält, wenn er die Ohren an die feuchte Tonerde preßt, kann er, besonders in solch stillen Nächten, sein Keuchen hören, seine nicht enden wollende Agonie.

*Sanduhr* thematisiert die Auslöschung einer Welt – der Welt der Juden Mitteleuropas, die so endgültig der Vergangenheit angehört wie die fossilen Schichten tief unter der Erde. Für Kiš ist es kein Zufall, dass sich die ganze Geschichte gewissermaßen am Meeresgrund abspielt, und alle

Ideen, das ganze Material und jedes im Buch erwähnte Ding wirken wie einzigartige Ausgrabungsfunde, die aus der Tiefe ans Tageslicht geholt, gleichsam exhumiert wurden. In diesem Sinne, sagte er, sei *Sanduhr* ein »anthropologischer Roman«. Wenn *Ulysses* der letzte Habsburger-Roman war, könnte *Sanduhr* das Epitaph dazu sein.

Die zitierte Passage ist zudem eine ambivalente Referenz gegenüber Ivo Andrić und dessen Vision eines Jugoslawien, in dem eine düstere, doch bedeutungsvolle Geschichte ihren Höhe- und Endpunkt findet. Sie ist das Echo einer berühmten Stelle aus *Wesire und Konsuln* (1945), in der ein junger französischer Diplomat den kurzen Blick in die weit zurückliegende Geschichte Bosniens beschreibt:

Heute habe ich auf dem Weg nach Kalibunar eine Stelle entdeckt, an der durch den Regen die Erde unterhalb der Straße abgebröckelt ist. In etwa sechs Ellen Tiefe waren, gleich geologischen Schichten übereinanderliegend, die Spuren der alten Straßen zu sehen, die einst durch das Tal führten. Auf dem untersten Grund lagen schwere Quadersteine, Überreste einer römischen Via, drei Ellen darüber die Pflasterreste einer mittelalterlichen Straße und ganz zuoberst Kies und Schotter der türkischen Straße von heute. So haben sich mir durch einen zufälligen Querschnitt des Erdreichs zwei Jahrtausende Menschheitsgeschichte und innerhalb dieser drei Epochen aufgetan, von denen eine die andere unter sich begrub.

Wo Andrić – der als junger Mann für ein vereintes Jugoslawien gekämpft hatte – hier (wie an anderen Stellen) eine tröstliche Teleologie andeutet, bietet Kiš Offenbarung dessen, was verlorengegangen ist, nichts außer Wahrhaftigkeit und Schönheit.

Kiš passte mit seiner Vorliebe für Pannonien in die große Mitteleuropa-Debatte, die Anfang der achtziger Jahre sehr engagiert geführt wurde. Die Begeisterung galt allerdings nicht dem geopolitischen, pangermanisch verstandenen Begriff, sondern beleuchtete die Überschneidung der kulturellen Traditionen, die die Länder zwischen russischem Hammer und deutschem Amboss einen und auszeichnen.

Schon immer wurden Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei die-

ser virtuellen Zone zugerechnet. Das neue Gebilde hatte weder Minister noch eine Flagge, keine offiziellen Vertreter oder gar Grenzen, wohl aber Fürsprecher, Schriftsteller wie der in Litauen geborene Pole Czesław Miłosz und der Ungar György Konrád, liberale Dissidenten wie Václav Havel in Prag. Viele Bücher, keine Parolen. Viele Sympathisanten und einen übermächtigen Widersacher: die Sowjetunion, die diese Länder nach 1945 hinter den Eisernen Vorhang gezogen und sämtliche Revolten niedergeschlagen hatte und inzwischen, wie viele befürchteten, die vielfältigen Identitäten samt und sonders in ihrer Existenz bedrohte.

Zum Schlüsselbegriff der Debatte wurde der Titel einer exquisiten Polemik, »Die Tragödie Mitteleuropas« von Milan Kundera (1984). Kiš wird in dem Manifest des tschechischen Romanciers als einziger jugoslawischer Autor erwähnt. In diesem Sinn stand »Mitteleuropa« – das »geographisch im Zentrum, kulturell im Westen und politisch im Osten liegt« – für eine bunte Widerstandsbewegung gegen die graue Gleichmacherei der Sowjetmacht. Rückblickend war die Debatte ein Omen für den Zusammenbruch des Ostblocks, eine aufregende Wiederentdeckung vorkommunistischer Werte und Überlieferungsstränge, die manchmal voreilig für eo ipso pluralistisch und demokratisch erklärt wurden. Vereinzelt Hinweise, dass zu den Werten Mitteleuropas durchaus auch ein fanatischer Nationalismus sowie der Faschismus und der Kommunismus selbst gehört hatten, wurden ausgeblendet. Tatsächlich war die neue Idee von Mitteleuropa so antinationalistisch wie antikommunistisch und propagierte das gemeinsame kulturelle Erbe und die wechselseitigen Einflüsse, dank derer die Region mehr sei als die Summe ihrer Teile.

Sogar aus Pannoniens römischem Erbe ließ sich Kapital schlagen. Um 1980 behauptete der Ungar Jenő Fitz, im 3. Jahrhundert habe die Entwicklung eines pannonischen Bewusstseins für das Entstehen einer geeinten Gesellschaft eine große Rolle gespielt, obwohl er deren Existenz nicht belegen konnte und auch den Nachweis eines »pannonischen Bewusstseins« jenseits einer angeblichen »Sehnsucht nach restloser Romanisierung« schuldig blieb. Er räumte zwar ein, von der großen Vielfalt an Göttern und Symbolen, die Archäologen ausgegraben hatten, stamme nichts ursprünglich aus der Region, stellte sie aber als »Neuinterpretation« von »Typen« der klassischen Antike und nahöstlichen Kulte in einer

gleichsam pantheistischen Synthese dar. Kurz gesagt passte Fitz' Pannonia den antisowjetischen 1980er Jahren wie angegossen.

Kiš begrüßte die späte Entdeckung Mitteleuropas als einheitlichem Kulturraum durch den Westen. Dass sie vielleicht zu spät kam, war in seinen Augen kein Anlass zur sentimental Verklärung: Die Länder hätten selbst fast nichts unternommen, um ihren kulturellen Niedergang aufzuhalten, und es Emigranten wie Kundera überlassen, die Sturmglöcken zu läuten.

Da Czesław Miłosz und Milan Kundera Kiš zu den mitteleuropäischen Schriftstellern zählten, wurde Kiš Mitte der 1980er Jahre dann auch in Interviews zu dem Thema befragt. Kiš hatte sich jahrzehntelang gewei-gert, sich national, ethnisch oder politisch zu verorten, doch der neue Begriff schien ihm weiträumig und unbestimmt genug, um das Wagnis einzugehen. Sowieso hatte er die Hoffnung aufgegeben, jugoslawische Schriftsteller wären von nationalistischem Getöse und gegenseitigen Schuldzuweisungen abzubringen; es war eine Erleichterung, sich davon ab- und Mitteleuropa zuzuwenden. Er bestand darauf, »zunächst ein *europäischer* Schriftsteller« zu sein, der sich im engeren Sinne »jedoch *Zentraleuropa* verbunden« fühle. Seine teils ungarische Herkunft öffnete ihm die Türen nach Mitteleuropa, und über mitteleuropäische Themen habe er, wie er hervorhob, schon immer geschrieben. Sogar *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* sei mitteleuropäisch, denn die Revolutionäre, die in die Sowjetunion gepilgert und von ihr verschluckt worden seien, seien zum größten Teil Mitteleuropäer gewesen.

Der Begriff Mitteleuropa passte zu seinen antinationalistischen wie auch antikommunistischen Prinzipien. Er benutzte ihn nicht zuletzt, um zu provozieren: »Sofern ich mich durch Stil und Sensibilität von der serbischen oder jugoslawischen Literatur unterscheide, könnte man das den mitteleuropäischen Komplex nennen.« Derselbe Komplex hatte seiner Meinung nach auch Krleža, Andrić und Crnjanski hervorgebracht.

Das war eine Provokation, denn wenn Krleža, Andrić und Crnjanski zu Mitteleuropa zählten, wer blieb dann für die jugoslawische Literatur übrig? Krleža selbst, der mit dem Kampf gegen die Donaumonarchie vor 1914 aufgewachsen war, lehnte die Idee einer mitteleuropäischen Identität ab und sah darin nur das Deckmäntelchen des Pangermanismus. Serbisch-nationalistische Kreise – die Mitte der 1980er Jahre mit der

Wiederbelebung ganz anderer Mythen beschäftigt waren – sahen im Modewort Mitteleuropa ein durchsichtiges Manöver der Deutschen, sekundiert von den scheinheiligen Slowenen und Kroaten, um die Errungenschaften der serbisch-orthodoxen Kultur kleinzureden.

Kiš kannte und beklagte die Zweifel seiner Landsleute. Obwohl ihre großen Autoren aus diesem Mitteleuropa stammten, sonderten sie sich borniert von Europa ab und verschmähten die Gelegenheit, ihre Kultur in die Welt zu tragen. Jugoslawische Schriftsteller könnten dem nationalen Autismus viel leichter entrinnen, wenn sie eine weiter gefasste, weniger exklusive literarische Identität annähmen. Angesichts der in Mode gekommenen lateinamerikanischen Literatur sagte er, dass es den meisten Lesern außerhalb Südamerikas ziemlich egal sei, ob ein Roman von einem Bolivianer oder Argentinier geschrieben sei, und dass sich diese Schriftsteller selbst bereitwillig als brillante Vertreter eines ganzen Kontinents präsentierten. Im herben Kontrast dazu würden jugoslawische Schriftsteller hingebungsvoll Hausmannskost produzieren, private und privatisierte Geschichten, die schon aus geringem Abstand bedeutungslos erschienen.

»Mitteleuropäische Variationen«, geschrieben 1986, ist einer seiner dichtesten Essays. Gleich zu Beginn distanziert sich Kiš vom euphorischen Utopismus einiger Hohepriester Mitteleuropas. »Es ist riskant«, schreibt er, »Mitteleuropa heute als einheitliches geopolitisches oder kulturelles Phänomen zu bezeichnen.« Die Antagonismen zwischen den mitteleuropäischen Ländern wögen schwerer als Übereinstimmung und Homogenität, und: »alle positiven zivilisatorischen Begegnungen reichen zurück bis ins Mittelalter und die Renaissance«. Kiš verwahrt sich gegen eine nostalgische Sicht auf die Habsburger, die er mit Musil »absolutistisch wider Willen« nennt; die Doppelmonarchie sei selbst zu ihren Hochzeiten ein Gespenst gewesen, wie ihre besten Schriftsteller gezeigt hätten. Die kulturelle Geschlossenheit, die man dem Reich rückblickend zuschreibt, hielt er für eine Vereinfachung und sagte, wieder mit Musil, »so verrät sich, was die ganze Kulturlegende ist: Romantik«. Zudem seien die toten Dichter Mitteleuropas literarisch fest in der europäischen Tradition verankert gewesen, nicht in deren mitteleuropäischer Variante.

Zur fatalen Rolle der Sowjetunion sagt Kiš in Reaktion auf Kundera:

»Die neue geopolitische Teilung Europas hat Wien aus dem Kreis seiner einstigen [...] Verbündeten ausgeschlossen, und Budapest, Prag, Warschau, Bukarest sind derzeit Moskau näher als Wien.« Als Konsequenz erscheint »die mitteleuropäische Kultur als ›Heimweh nach Europa‹; denn das Europa kurz vor dem Fall des Eisernen Vorhangs hatte keinen Platz für die mitteleuropäischen Kulturen. »Beim Erwachen aus der langen ideologischen Hibernation entdeckte der europäische Westen, daß ihm ein Teil seines eigenen kulturellen Erbes entglitten und er selbst damit auch ärmer geworden war.« Doch das Erwachen kam zu spät: »Mitteleuropa« als kulturhistorisches Phänomen ist heute eine Sache der Vergangenheit.« Denn »der Begriff vom mitteleuropäischen Kulturkreis als einem einzigartigen Phänomen ist heute vielleicht im Westen lebendiger als in den Ländern selbst, die nach Logik der Dinge zu diesem Kreis gehören«.

Mit Blick auf Jugoslawien, das in solchen Debatten gewöhnlich fehlte, erinnert Kiš den Leser daran, dass mitteleuropäische Kulturen und Literaturen »ihre Eigenart nicht nur auf Unterschiede voneinander und gegenseitige Abneigung gründen [...], sondern in erster Linie auf ihre Ablehnung Wiens und der Wiener Kultur«. Anfang des 20. Jahrhunderts verachteten kroatische Intellektuelle Wien als reaktionäres Kaff. Wie so mancher Serbe orientierten sie sich stattdessen an Paris. Andere Serben hielten Russland, den Schnittpunkt zweier Mythen – des orthodoxen Panslawismus und der Revolution, von Komintern und Dostojewskij –, für ihr traditionelles »Fenster zur Welt«.<sup>5</sup>

Sein Resümee der Bedeutung Mitteleuropas für zeitgenössische Schriftsteller schließt ihn selbst mit ein: Ein Schriftsteller, der sich selbst als mitteleuropäisch definiere oder von anderen so genannt werde, müsse früher oder später entdecken, »daß das Mißverständnis aus seiner eigenen Zurückhaltung und fast unbewußten Sehnsucht nach weiteren, demokratischeren europäischen Horizonten herrührt«.<sup>6</sup> Ein solcher

5 Die Verbindung zwischen serbischem Nationalismus und Stalinismus war für die Herausgeber einer Belgrader Literaturzeitschrift zu viel: Im Wiederabdruck dieses Essays 1990 auf dem Höhepunkt des serbischen Nationalismus unter Slobodan Milošević fehlt diese Aussage.

6 Der rumänische Romanautor Norman Manea (\*1936) beruft sich auf Kišs Überlegungen zum mitteleuropäischen Schriftsteller, für den das Bewusstsein, zu Mit-

Schriftsteller, fährt er fort, »befand sich seit langem zwischen zwei Unterdrückungsmechanismen, dem ideologischen und dem nationalistischen. Nach langer Prüfung wird er begreifen, daß er die Ideale der ›offenen Gesellschaft‹ in keiner der beiden Sphären finden kann, [...] und er wird schließlich in der Sprache seine alleinige Legitimation finden und in der Literatur«. Doch wie alle ehrenhaften Absichten sei auch diese belastet von Zweifeln, denn »niemand schließt sich ohne Reue aus einer Gemeinschaft aus. Auf die Ewigkeit zu setzen ist ebenso eitel, wie auf den Augenblick zu setzen. Daher das ständige Gefühl der ›Nicht-Authentizität‹.« Als er dies schrieb, hatte Kiš seine eigene Gemeinschaft bereits verlassen und war nach Paris gezogen.

Trotz seiner Zweifel sah Kiš bei bestimmten polnischen und ungarischen Schriftstellern Beweise für eine mitteleuropäische Poetik: »Und welcher Ton, welche Vibration ist es, die ein Werk ins Magnetfeld dieser Poetik rückt? Es ist vor allem die immanente *Anwesenheit von Kulturen* in Form von Anspielungen, Reminiszenzen, Zitaten aus dem gesamten europäischen Erbe, das Bewusstsein vom Werk, das jedoch dessen Spontaneität nicht beeinträchtigt, das äquilibristische Gleichgewicht zwischen ironischem Pathos und lyrischen Digressionen. Das ist nicht viel. Das ist alles.« Und auch alles, was Kiš mit seinem Werk erreichen wollte.

Zehn Tage nach Kišs Tod, im Oktober 1989, eröffnete Michail Gorbatschows Pressesprecher der Welt, die Sinatra-Doktrin habe die Breschnew-Doktrin abgelöst: Die Sowjetunion verzichte von nun an auf den Anspruch, in ihren Nachbarstaaten den »Sozialismus« mit Gewalt zu retten. Mit dem Ende des Kalten Kriegs triumphierte das Konzept Mitteleuropas zunächst und verlor dann an Bedeutung. 2004 traten die meisten Staaten der Region der Europäischen Union bei, die Erinnerung an die Sowjetunion verblasste zusehends, und mit ihr war auch das Interesse an einer mitteleuropäischen Kultur verschwunden. Die Politik gibt, die Politik nimmt. Die nächste Generation übernimmt nicht unbedingt die Loyalitäten der älteren und teilt auch nicht so einfach die Pas-

teleuropa zu gehören, letztlich auf Dissidententum hinauslaufe: »Als ›Außenseiter‹ scheint mir Danilo Kišs Begriff des Europäers die treffendste Beschreibung meiner Verfassung zu sein.«

sion von Schriftstellern wie Kiš, Kundera oder Zagajewski, für die Literatur der heilige Gral europäischer Kultur ist und die das Ende der Kunst befürchten, weil das Bedürfnis danach und das Gespür und die Liebe dafür abstürben.

Mitteleuropa war und ist ein Phantasiegebilde, und auch im Sinn einer psychischen Geographie kann es niemals realiter existieren. Es bleibt ein Mythos, an den sich Sehnsüchte, Überlieferungen und ein Möglichkeitsraum knüpfen. Wenn für Wittgenstein der Bau eines konkreten Hauses weniger spannend ist als die klare Einsicht in den Unterbau potentieller Häuser, dann erweist er sich als Mitteleuropäer in diesem mythischen Sinn. Dasselbe gilt für den in Triest geborenen Claudio Magris, wenn er den Städten Mitteleuropas nachsagt, in ihnen sei etwas zu spüren, das nicht verwirklicht worden sei und durch das sie etwas wahrhaft Großes und Wunderbares hätten werden können: eine Verheißung, die nicht eingelöst werden könne. Und Kiš ist nirgends mitteleuropäischer als dort, wo er uns enttäuscht, weil er nicht viel mehr erreicht hat. Denn der gesteigerte Sinn für künstlerische Möglichkeiten, den sein Werk ausstrahlt wie ein Leuchtfeuer, das den Horizont abtastet, das ist seine ureigenste Schöpfung.<sup>7</sup>

7 Wie der Literaturkritiker Guy Scarpetta aufmerksam beobachtet hat, schuf Kiš seine eigene Genealogie: Rabelais, Bruno Schulz, Broch, Borges und der Nouveau Roman sind in seinem Werk miteinander verknüpft – und sonst nirgends.

Zalaegerszeg, die nächste größere Stadt, liegt ungefähr 25 Kilometer von Kerkabarabás entfernt. Eduard besuchte die Handelshochschule ab 1903 und legte 1906 die letzte Prüfung ab. Ab September 1907 war er bei den k.k. Staatsbahnen angestellt. Er wurde mehrmals befördert, wurde 1923 Oberschaffner, fünf Jahre später Oberinspektor. »Dank diesem Umstand konnten wir bis 1942 unentgeltlich in Erste-Klasse-Abteilen reisen«, behauptet Danilo sich zu erinnern, »und die Schaffner salutierten ihm wie einem General.«

Eine Porträtaufnahme aus Budapest und dem Jahr 1919 zeigt den dreißigjährigen Eduard, bekleidet mit einem dunklen Jackett, Kautschukkragen und elegant gemusterter Krawatte, er trägt einen sorgfältig gestutzten Vollbart, und das Haar ist auf der linken Seite ordentlich gescheitelt. Aus hellwachen, offenen Augen schaut er entschlossen in die Kamera, die Nase thront förmlich über dem großen, wohlgeformten Mund. Ein Jahr später lässt er sich in derselben Jacke, Hemd und Krawatte fotografieren, doch der Eindruck ist ein anderer: Bart und Schnurrbart sind verschwunden, das Haar ist in der Mitte gescheitelt, er sieht eher wie zwanzig denn wie dreißig aus, und sein Gesichtsausdruck ist leicht abwesend.

In demselben Jahr, 1920, nach dem Zerfall des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs, bewarb sich Eduard bei der Eisenbahn des neuen jugoslawischen Staates und bekam dort eine Anstellung. Am 20. Juli wurde er nach Subotica versetzt. Im folgenden Monat legte er einen Treueeid ab und schwor »beim allmächtigen Gott, dem regierenden König treu zu sein und die Verfassung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen zu ehren [...] gewissenhaft die Sicherheitsregeln des Zugverkehrs zu befolgen [...] so wahr mir Gott helfe«. 1925 erlangte er die Staatsbürgerschaft des Königreichs Jugoslawien und ließ sich drei Jahre später frühpensionieren, unter Umständen, die – wie so vieles in seiner Biographie – undurchsichtig waren. Vielleicht aus gesundheitlichen Gründen,



Der junge Eduard Kis. »Der hohe Kautschukkragen [...] verlieh dem ganzen Menschen eine außerordentliche Vornehmheit, zwang zur Disziplin, hielt den Kopf stolz, idealistisch, hoch über die Blicke der Mitmenschen, über Zeit und Welt hinausgehoben.« (*Garten, Asche*)

vielleicht kündigte sich die psychische Störung an, die in den 1930er Jahren akut wurde. Vielleicht wurde er aber auch als ungarischer Jude automatisch als einer der Ersten entlassen.

Nach ungefähr zwanzig Wörtern, da hat er noch nichts über sich selbst gesagt, fängt Kiš in der »Geburtsurkunde« an, Literatur mit Fakten zu vermengen, als wären die Ausbildung des Vaters und die »Geburt« eines fiktionalen Charakters – aus James Joyces *Ulysses* – gleichrangige Ereignisse seiner Biographie.

Er schreibt, als hätte Virág tatsächlich existiert, bevor Joyce ihn in die Literatur versetzte. Oder als wären Bloom und Virág zwei Seiten einer Medaille, vorne fiktional, hinten real. Wie auch immer, Kiš zollt Joyces schöpferischer Kraft auf eine Art und Weise Tribut, die den Iren in ein typisches Kiš-Licht taucht. Denn er unterstellt, Joyces fiktionaler Bloom repräsentiere den ebenso fiktionalen Virág wie Danilos wirklicher Vater dessen fiktionale Ausgabe »E. S.«. Verwirrend? Das ist beabsichtigt. Die nicht ganz passgenaue Verbindung von Erfindung und Wirklichkeit ist Kišs Markenzeichen.

Doch wenn das so wichtig ist, warum baut Kiš dann gleich zwei Patzer ein? Denn Rudolf Virág, Leopolds Vater, wurde in Ungarn geboren, nicht Leopold selbst. Und Eduard Kis ging in Zalaegerszeg zur Schule, während die Familie Virág aus Szombathely stammte, einer Stadt fünfzig Kilometer weiter nördlich.<sup>8</sup>

Vielleicht frisierte Kiš die Beweise oder »vergaß« einfach die Wahrheit, um die tatsächlichen Zufälle zu verstärken. Im Frühjahr 1944 hatte er den Vater zusammen mit der Mutter im Ghetto von Zalaegerszeg besucht und zum letzten Mal gesehen. Kiš wollte ganz einfach, dass Bloom hier seine Wurzeln hatte, aus dem gleichen Grund verschmolz er die beiden Blooms zu einem.

8 Kiš hätte nicht an einen Zufall geglaubt, was Joyces Entscheidung betrifft, Blooms ungarische Wurzeln in einer Stadt zu verorten, die, wie sich ein Überlebender erinnerte, jüdischen Enzyklopädiern zufolge als judenfeindlichste Stadt des Landes berüchtigt war.

Oder setzt er damit einen raffinierten Hinweis, dass dieses *Dokument* nicht ist, was es zu sein scheint?